

Die neue Welt

Nr. 33

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Lebensdrang.

Roman von Paul Ilg.

(Fortsetzung.)

Im Kommerzszimmer der Studenten schallte übermühtig lautes Singen. Alara mußte sich halten, so heftig klopfte

Gefühl, als ob die alte Irene Gewohnheit doch auch ein Bündel Sonnenstrahlen in ihr Leben geflochten hätte und ihr beinahe zur Heimat ge-

Sympathie und Teilnahme? Die da sangen und ihre Vorgänger so vieler gleichgestimmter Jahre — allen war sie etwas gewesen, nicht gar viel, —



Volksmiliz schützt die erste Demonstration der Revolutionäre in Sebastopol.

ihr Herz. An die Wand gelehnt — gelb wie diese — stand sie lange mit geschlossenen Augen und einem schnellen Fieberatem. Es war ein

worden sei. Nun ging's ja wohl hinaus in eine kalte, fremde Welt! Ob sie noch die Kraft besaß, eine neue Umgebung für sich zu erwärmen mit

aber vielleicht doch eine recht, recht angenehme Jugenderinnerung. So mancher, der vor zehn, fünfzehn Jahren mit Band und Mühe nach ihren

freundlichen Blicken gehascht, war als Mann wiedergekommen, um zu sehen, was aus der jungen lebenswichtigen Sichelwirtin geworden sei, der man einmal so gern das Herz zum Pfand gelassen hätte! Denn nun fühlte sie — diese immer wechselnde, gleiche, lieberfrohe Jugend, das hatte auch sie jung und stark erhalten.

Es dauerte lange, bis sie wieder so viel Festigkeit fühlte, um den Kampf mit ihrem einzigen, aber furchtbaren Feind aufzunehmen. Sie durfte keine Zeit mehr verlieren!

Allein auf ihr Niesen und Klopfen an Maags Tür bekam sie keine Antwort, sei es nun, daß er wirklich den unerschütterlichen Schlaf des Betrunknen schlief, oder daß er ihr keine geben wollte.

Durch eine feine Spalte schimmerte noch der Lampenschein. Da fiel ihr ein, den Eingang vom Nebenzimmer zu versuchen. Sie mußte erst einen schweren Schrank beiseite schieben. Dann sah sie, daß der Schlüssel zur Tür fehlte, die auch geschlossen war. Wo konnte er hingekommen sein? Die Magd war auch schon zu Bett. Schnell entschlossen holte sie den Wohnungszimmerschlüssel, der denn auch wirklich paßte.

Der Alte lag richtig in den Federn und schlief wie ein Bär. Weißt und grau stach sein Haupt aus dem Weiß der Linnen heraus, der rechte Arm lag verschränkt obenauf. Aus dem halb geöffneten Mund drang stoßweise ein verpesteter Atem, der schon im ganzen Raum zu riechen war.

Der Blick machte sie schauern. Gab es noch ein Gesicht auf der Welt, in dem Bestialität und Verkommenheit deutlicher eingezeichnet waren? An der Wand hing sein Bild aus den dreißiger Jahren, der Bräutigamszeit. Ein kräftiges, scharfes Profil mit dem unverkennbaren Ausdruck der Willenskraft, die Unterlippe etwas vorgeschoben, der Schnurrbart verwegen ausgezogen nach Art der Teufelskerle und Herzenbrecher. Himmel, wofür hatte dieser Mensch nun gelebt, wofür seine Kraft und Gesundheit eingesetzt? Das Wort, das lehrt, daß Besitz und Reichtum veredelnd auf den Menschen wirken, — wie war es an diesem einen zuschanden geworden! „Ein Teufel könnte nicht schlimmer sein!“ urteilte Klara, und der Haß auf ihn schwoll an in ihrer Brust wie ein Ungeheuer.

Auf dem Tisch neben der Lampe lag sein Portefeuille. Sie griff ahnungsvoll danach, wühlte in den Papieren und fand endlich einen Brief mit Martins Handschrift.

„Genf, Hotel Suisse, den 25. Juli...“

Werter Herr Maag, ich zeige Ihnen hiermit an, daß die Einspruchsfrist in diesen Tagen abgelaufen sein wird. Die Trauung soll dann gleich stattfinden. Emmi kommt nächste Woche hierher; ich hole sie wahrscheinlich ab. Wir reisen dann zusammen nach Paris und bleiben dort bis zum Herbst. In der bewußten Sache kann ich mich ja überall kommissarisch vernehmen lassen —“

Weiter konnte Klara nicht lesen, die Buchstaben tanzten vor ihren Augen.

Es war zu spät. Sie fand keinen Ausweg, keine Lösung und stand völlig fassungslos vor der furchtbaren Tatsache.

Neben sich hörte sie Maags keuchende Atemzüge und das harte Ticken der Weckeruhr. Mit stumpfen Sinnen ging sie ans Fenster und öffnete es leise. Es war ein wenig hell geworden am Himmel. Das Licht des verschleierte Mondes lag überall. In den Regenspfützen spiegelten sich zerrissene, phantastisch beleuchtete Wolkenballen, und in langen Pausen fuhren immer noch Windstöße einher.

Wie die blasse, fröstelnde Frau das Fenster mechanisch wieder schloß, überfiel sie plötzlich ein harter, klarer Gedanke. Und als müßte sie ihn am Entfliehen verhindern, schlug sie beide Hände vors Gesicht.

Die Wände drohten auf sie einzustürzen. Ein verheerender Schreck schlug wie der Blitz in ihr Herz. In einer Sekunde erstarrte sie innen und außen, so daß ihr lange kein Glied mehr gehorchte.

Allein der harte Gedanke war schon zum Befehl geworden. Gleich einem Wegweiser zur Rettung stand er greifbar vor ihr: „Befolge mich!“

Von nun an war sie nicht mehr imstande, einen Blick auf den schrecklichen Schläfer zu werfen. Mit größerer Stromstärke als je zuvor durchdrang sie noch einmal das Ungeheuerliche, das man ihr angetan hatte. Und dann folgte sie dem dunkeln Gebot mit der Kraft einer schrankenlosen Verzweiflung.

Wunderlich, unbestimmt, aus unerforschlichen Tiefen, mit hundert Zungen und tausend Tönen redet das Menschenherz. Es hat Feuer und Wasser, zündet und löscht, zeugt Süßes und Bitteres, Schönes und Häßliches, Liebe und Grausamkeit. Wie Blütenstaub fällt es von außen herein, von allen Erscheinungen kommt die Befruchtung, geheimnisvoll schafft und formt es — und wie gespannt, scharf auch des Geistes Ohr hinabhört: es ist nichts zu erlauschen, nichts zu ergründen.

In dem kleinen gußeisernen Kohrosen war noch ein wenig Blut. Klara griff ein Weiswasser aus dem Kohlenkessel — das legte sie auf die gierigen bläulichen Flämmchen. Dann stieg sie behutsam auf einen Stuhl und schloß die Zugklappe.

Noch einmal sah sie sich um, ohne das Bett zu streifen. Nichts verriet ihren nächtlichen Besuch...

9.

Die Herrschaften werden sich hier besser fühlen als an der Tafel!“ sagte der Wirt mit einem Lächeln, das deutlich verriet, was er dachte, nämlich: „Gebt Euch ruhig in meine Filzschuhe, liebe Kinder, ihr versteht noch herzlich wenig vom Leben — wie man sieht — und wäret traurig dran, wenn man Eure Fliederwochenwünsche nicht von selbst durchschaute!“ Damit führte er das junge Paar an einen kleinen Fenstertisch, von wo man den vollkommensten Ausblick genoß auf die berühmte Inselbucht des Lago Maggiore. Er rückte der sanft errötenden Muffkleidende den Stuhl zurecht und machte aus der Art, wie die beiden sich trugen und betrugen, einige Feststellungen hinsichtlich Herkunft und Vermögenslage. Der Augenschein fiel befriedigend aus. Wohlhabende Bürgerkinder! Die Brillantagraffe in ihrem Haar war zweifellos echt, auch die Fingerringe konnten sich sehen lassen. Mit ziemlicher Bestimmtheit ließ sich darauf schließen, daß sie den Vogel abgeschossen hatte oder daß das, was man eine „gute Partie“ nennt, ganz auf ihrer Seite war. Der junge Herr zeigte entschieden nicht jenes unbeirrbar sichere, etwas blasierete Auftreten der Leute, die von Jugend auf in Wohlstand lebten, und gehörte offenbar zu den beneidenswerten Ausgewählten, die sozusagen blindlings auf eine Sichel des Glückes gestoßen sind.

So argumentierte der Betrachter.

Sobald sie sah, warf Emmi wie aus sicherem Hinterhalt einen schnellen Blick über die vom Glanz der Kristalleuchter verklärte Tafelrunde, wo mit viel Geräusch das Mehl der leichtesten Gedanken gemahlen wurde.

Martin verlangte eine Flasche Rheinwein. Aber bald stierte er mit abwesendem Sinn hinaus auf das nächtliche Bild: den lichterspiegelnden See und die erdunkelnden Konturen der Ufer und Inseln.

Obwohl schon zwei Monate verfloßen waren, seit ihn Klaras Telegramm von Maags Tod jah in die Flucht getrieben hatte, fühlte er sich doch nirgends mehr sicher vor der drohenden Katastrophe. Mit völlig verwilderten Sinnen

gab er sich den Zerstreuungen der Reise, dem Lärm des Weines und der Liebe hin, um nur nicht an das nahe Ende seines Abenteuers mahnt zu werden.

Zunächst war es platterdings das Verschwinden seiner Barschaft. Die fünf Tausende — Maags Spende für die Hochzeitsreise — waren bis auf einen traurigen Rest großartig vertan.

Emmi ahnte nichts von alledem. Auch des Vaters Tod — ein Ereignis, das er in den heimischen Zeitungen bestätigt fand — hatte Martin der fröhlichen Gefährtin wohlweislich verschwiegen. Mit einem nur auf den vollen Genuß der Gegenwart gerichteten sorglosen Sinn lebte sie an seiner Seite dahin, mutwillig, neugierig, verjüngt auf allen Wegen. Längst war er ihr alles geworden. Sie mußte seines Wesens Hauch und Blut spüren, den Zigarettenrauch von seinen Kleidern und Lippen einatmen, sich seinen berausenden Klüssen neigen, die wilden Hoffnungen teilen und ihn immer wieder hoch und heilig betenern hören, daß er nicht ohne sie leben, — daß die Sonne kein Ende nehmen könne. Grenzenlos war die Singsiedlung, mit der sie, die kaum Erschlossene, dem phantastischen Wogenhals anhing, dessen Verheißungen so schön, so feurig klangen! Und so ganz versunken war sie in seinen Besitz, daß ihr nichts ferner lag als der Gedanke an eine Trennung. Wenn es ihr gleichwohl sonderbar erscheinen wollte, daß die so eilig ins Werk gesetzte Trauung plötzlich wieder verschoben werden mußte, während sie dessen ungeachtet in Sauf und Braus von einem Ort zum andern zogen, so genügte ein einziges: „Beruhige Dich, es wird alles gut!“, um ihre Gedanken zu zerstreuen.

So mußte es ja wohl sein. Er war der Mann, er saß am Steuer des lustig segelnden Schiffchens, und sie wollte sich um nichts als um seine Liebe kümmern.

Erst seit einigen Tagen beunruhigte sie Martins rastloses Wesen. Er verfiel öfters in düstere Versunkenheit, aus der er bei ihren Fragen heftig aufsprang und seltsame Reden führte: „Was sie tun würde, wenn sie sich eines Tages trennen müßten? Ob sie ihm auf alle Fälle treu bleiben wolle — gegen alle Aufsetzungen — bis zu ihrer Mündigkeit?“ Dann wieder glitt er auf die Erde zu ihren Füßen; umschlang ihre Knie und gestand unbefragt, daß er keinen anderen Wunsch mehr kenne, als sie auf ewig glücklich zu machen. Dessen solle sie eingedenk sein und sich nie beirren lassen durch Meinungen anderer, die ihm feindlich gesinnt seien. „Wenn ich auch Fehler gemacht habe, — und welcher junge Mensch hätte das nicht?“ lamentierte er dann, als stünde er dem grimmigsten Ankläger gegenüber. „Es ist doch nicht nötig, mir einen Strick daraus zu drehen? Oder glaubst Du, ich könnte jetzt noch schlecht an Dir handeln? Schatz, jetzt sag' Du mir — ich möchte wissen... hältst Du mich für fähig, Dir untreu zu werden — oder daß ich Dir auf andere Art Schimmer und Schande machte? Nein, nicht wahr? O, ich schwöre Dir! Höre nie auf derartige — ich weiß, sie sind Dir nicht erspart. Vielleicht bald wird man versuchen — — Aber das sag' ich Dir: wenn man Dich zwingt, von mir abzustehen, dann... dann allerdings weiß ich nicht, was aus mir wird!“

Wie sehr sie in solchen Stunden auch bat und weinte, ihr zu sagen, was ihn quälte, — mehr als diese vagen Verwahrungen und Luftfechtereien bekam sie nie zu hören. Im Grunde hatte sie auch gar kein Herz für große Sorgen, federleicht kam sie darüber hinweg und wußte auch ihn bald auf andere Fährten zu locken.

„Gehen wir noch spazieren nach dem Esen?“ fragte Emmi auch jetzt, nur um ihn wieder in ihre Gegenwart zurückzuzaubern. Sie erwartete jedoch bestimmt, daß er „nein“ sagen werde, denn man hatte sich von Benedig her einen geschlagenen Tag in der Bahn gegenüber gegessen und hatte

vorhin in der Eile des Kleiderwechsels kaum Zeit gefunden zu einer flüchtigen Zärtlichkeit.

Martin trank sein Glas mit einem durstigen Zuge leer und sagte zu ihrer großen Enttäuschung: „Ja, das wollen wir. Es ist ja Vollmond heut. Und zudem“ — seine Augen glänzten von hoher Erregung — „ich muß Dir unterwegs etwas erzählen!“

„Ach Du! Mein, da geh' ich lieber gleich ins Bett. Du willst mir nur wieder Angst machen!“ grollte sie. Sie sah nicht, wie ihm die Tränen kamen und wie er sich bezwang, damit sein Weh nicht wild aus der Seele stürme.

Die liebe Unschuld! Wie bald würde sie erwachen, ausgetrieben aus dem Paradies der schuldlosen Genüsse! Nur wenige Tage noch — dann mußte er die Waffen strecken, und die Belagerer, schwarze Schrecken, fielen auch über sie her mit Keulenschlägen und glühenden Bannern. Er konnte sich nicht denken, was dann aus ihrem Herzen wurde, und floh diesen Gedanken wie die Pest. —

Nach dem Essen schritten die beiden auf der Straße nach Intra dahin, an den vornehmen Villen und Gärten, die in Terrassen zum See hinabführen, vorbei und hinaus bis an die hochgelegene Mauerkrönung, die senkrecht über dem Wasserspiegel steht.

Die Nacht war sommerlich lau und hell. Der Mond stand schon hoch überm See; sein Phosphorlicht entzündete die leise spielenden Wellen und zog sich als flimmernde Lichtbahn hin wie ein sanft wallender Strom von Silber und Gold. Gleich einem riesigen Amphitheater, von miltigen Nebeln verschleiert, stiegen vom Ufer die Berge auf und dunkelten mächtig, traumhaft hinein in die glänzende Versammlung der Gestirne.

„Da wücht' ich wohnen, — für immer!“ seufzte Emma verzückt. „Biel lieber als an unserem See, wo überall düstere Fabriken rauchen und gar kein Schimmer von Romantik mehr zu sehen ist!“

Aber gerade diese arbeitsame Mächtigkeit war es, wonach Martin im Innersten großes Verlangen trug.

(Fortsetzung folgt.)

Geologisches aus der Südsee.

Von I. Sauerland.

(Schluß.)

Darwin hat nicht nur die verschiedenen Formen der Korallenkolonien übersichtlich eingeteilt, sondern auch eine Hypothese über den Bildungsvorgang für diese verschiedenen Formen aufgestellt, die auf der Annahme allgemein verbreiteter Senkungen des Meeresbodens beruht. Er unterscheidet Saum-, Damms- und Lagunenriffe. Saum- oder Küstenriffe erstrecken sich dicht am Rande eines Landes ins Meer, fußen auf dem sich vom Ufer herabsenkenden Meeresboden und werden vom Strande gewöhnlich durch schmale Streifen ganz seichten Wassers geschieden, die das Land meist nur in Booten gestattet.

Die Damms- oder Barrierriffe sind aus den Küstenriffen durch allmähliche Senkung des Landes entstanden und ziehen sich in größerer, oft meilenweiter Entfernung von der Küste dahin; sie erreichen eine Breite von vielen Kilometern und eine Länge von 2000 Kilometer. Ein Meeresarm von gewöhnlich nicht unbedeutender Tiefe, das Küstenmeer, dessen Boden aus Korallensand besteht, und in dem sich zahlreiche Korallenbänke und Riffe zu erheben pflegen, trennt das Barrierriff von dem Küstenriff; die ruhige Wasserfläche dieses Meeresarmes kontrastiert stark mit der tosenden Brandung am Außenrand des Riffes, das den randständigen Korallenstöcken eine reichere Nahrungszufuhr bietet, als das ruhige Küstenmeer.

Ist das Sinken des Landes oder der Insel soweit vorgeschritten, daß sie ganz unter dem

Spiegel des Meeres verschwinden, so geht das Barrierriff in das Lagunenriff oder Atoll über, welches nun nicht mehr Land, sondern eine seeartige Meeressfläche, die Lagune, umgibt; diese merkwürdigste Form ist besonders im Indischen, mehr noch im Stillen Ozean verbreitet und weist zwei Unterformen auf: sie zeigt nämlich entweder einen oder nur wenige Fuß über Fluthöhe hohen und meist nur 300 bis 400 Meter breiten, ovalen, seltener kreisrunden Ring, den im Innern eine ruhige, 60 bis 150 Meter tiefe Wasserfläche einschließt; manchmal erhebt sich das Atollriff aber auch nur in einzelnen, im Kreise angeordneten Inseln über das Meer. Schroff fällt das Atollriff zum tiefen blauen Ozean ab, viel sanfter neigt es sich nach innen unter das meist flache, grünliche Gewässer der eingeschlossenen Lagune; zu diesen natürlichen Häfen, in deren Korallengrund die Schiffe auf ruhigem Wasser gut verankert werden können, wenn auch draußen weißschäumende Wellenkämme hoch aufgeweicht werden, führen meist genügend tiefe Lücken als sichere Durchlässe für die Schiffe durch das Riff.

Auch die Hochinseln sind zuweilen von einem atollartigen Kranz eines mehr oder weniger weit ausgerichteten Dammriffes umzogen, hinter dessen Durchfahrten in sturmgedeckten Lagunenstreifen sich recht gute Ankerbuchten finden.

Darwins Theorie geht, wie schon erwähnt, von der Annahme allgemein verbreiteter Senkungen des Meeresbodens aus. Dabei muß sich aber die Senkung stets so langsam vollziehen, daß die Korallen durch Fortbau nach oben ersetzen können, was ihnen durch zu tiefes Eintauchen entzogen wird, denn bei einer Tiefe von 35 bis 50 Meter ist die Grenze der Lebenszone der Korallen bereits erreicht. Auf der Insel Funafuti, einem typischen Atoll der Ellicegruppe, im Jahre 1898 vorgenommene wissenschaftliche Tiefbohrungen des Ringfelsens ergaben noch bei einer Tiefe von 340 Meter einen harten, dolomitähnlichen Kalkstein, so daß der Beweis eines Korallenbaues erbracht ist, der bis in Tiefen hinabgeht, in denen niemals lebende Polypenriffbildender Korallen angetroffen wurden. Dieser Befund läßt sich wohl nur durch eine allmähliche Senkung des in geringerer Tiefe begonnenen Baues erklären, wie sie die Darwinsche mannigfach bestrittene Koralleninselttheorie voraussetzt.

Bei Ebbe, wo ein großer Teil des Riffes, bei manchen Atollen der ganze Korallenring aus dem Wasser hervorragt, lassen sich natürlich Bau und Fortbildung der Riffmauer am besten beobachten. Dann gewahrt man, wie rüstig die stockartig miteinander verbundenen Polypen, meist Madreporen, namentlich an der Nordostseite ihren Bau weiterführen, denn gegen diese Seite treibt ihnen, unter dem Einfluß des Nordostpassates, die Brandung stets die meiste Nahrung zu. Kaum zu Manneshöhe überragen diese Flachelände das Mittelwasser mit ihrem aus festem, lichtgrauen Korallengestein oder aus weißgelblichem Korallenkalksand bestehenden Boden, über den sich erst im Laufe der Zeit durch die Vegetation eine dunklere Humusdecke ausbreitet. Ein natürliches Merkmal aller aus festgestampften Lagen von korallinischem Trümmergestein aufgebauten Inseln ist, daß ihnen trotz des feuchsten Tropenklimas jedwede Quelle, jeder Bach fehlt. In den Boden eingegrabene Zisternen füllen sich bei der Porosität des Kalkgesteins und der Meeresnähe bald mit Brackwasser.

Mit dem Meeresboden entstiegene Landeshollen haben die Koralleninseln ihren Pflanzenteppich aus Arten gewebt, wie sie ihnen von älteren Landmassen in Sporen oder Samen geliefert werden, sei es durch Wind, Meeresdrift oder Vogelflug; dadurch ist besonders die Flora der Flachelände keineswegs „tropisch mannigfaltig“, sondern stimmt auf weite Flächen arm-

lich eintönig überein. Jedoch sind die wenigen Arten stets so malerisch gruppiert, so formenschön und meist wie zu theatralischer Wirkung in reizendem Durcheinander zusammengewürfelt, in strobender Leppigkeit sich drängend, daß man fast überall einen reichen Landschaftsschmuck durch die Vegetation begegnet. Kaum ist auf dem Korallenriff eine neue Zinne aufgeworfen, so schmückt sich die jugendliche Schaumgeborene nach Professor Kirchhoffs klassischer Schilderung, der wir in den nächsten Zeilen folgen, alsbald mit smaragdenem Geschmeide. Besonders einige strandartige Gewächse, voran eine Scaevola, leiten den Uebergrünnungsvorgang ein; ihr rascher Aufwuchs fördert baldige Bildung von Dammerde, in der dann nach dem Zufalls-spiel allerwegen gleichartiger Ursachen eine ganze Reihe von Gewächsen Wurzel schlägt, gleichartig auf allen flachen Koralleninseln, nur mit leisen Variationen der sich stets gleichen Grundmelodie. Wo die Humusschicht am mächtigsten lagert, erheben sich nach wenigen Jahren hohe Wälder zum bereits entstehenden Walde. Nach außen, d. h. nach der offenen See zu, ist dieser regelmäßig von schlank aufgeschossenen Kokospalmen umsäumt, die ihre herrlichen Federbüschel immer in Seeluft schaukeln wollen. Sie bringen wegen der Leichtigkeit, mit der ihre großen Nüsse in der Meeresströmung treiben und von der Brandung auf das niedrige Ufer geworfen werden, den fast nie fehlenden amerikanischen Einschlag in das Gewebe; ja zuweilen bilden sie, wie von Menschenhand in Reihen gepflanzt, den alleinigen Baumwuchs neben dem Gestrüch der langgezogenen Atollinseln.

Wo durch ein vorgelagertes Riff Schutz gegen die Brandung gewährt wird und reichlich Süßwasser vom Lande her zufließt, also vor allem am Strande der von Bächen und Flüssen durchrauschten vulkanischen Hochinseln, treffen wir eine andere Formation innerhalb des Gürtels, der zur Ebbe meeresfrei wird: den Mangrovenwald. Dieser besteht, wie ein nordischer Wald, aus ganz wenig Baumarten, hier meist aus einer schlanken, buschartig wachsenden Rhizophora, die ihr kegelförmiges Luftwurzelgestell bei Ebbe über dem schwarzen Schlammgrund erblicken läßt und außerdem aus den mit glänzend dunkelgrünen Lanzettblättern büschelweise besetzten Gezweigen leicht bogenförmige Wurzeln in den Boden senkt; dazu gesellt sich die weit imposantere Sonneratia mit ihren hohen, von dunkler Rinde überzogenen Stämmen, die zu mehreren divergierend aus derselben Wurzel aufwachsen, mit ihrer freundlich hellgrünen Laubfülle einen ammutigen Kranz um den Fuß der Hochinseln zu schlingen pflegen.

So reizvoll nun sich hinter diesen Mangrovenwipfeln das vegetative Landschaftsbild entrollt, so lieblich neben seltener werdenden Kokospalmen die zierlichen Nerepalmen, Kentias, die prächtige Fächerpalme Bracharia und die wunderschönen Schirme der Baumfarne von den Höhen herniedergrüßen, so sind es doch immer nur einige Hundert von Gewächsorten, meist der indisch-malayischen Flora angehörig, aus denen sich in immer neuen Gruppierungen auch die reiche Pflanzenwelt der Hochinseln zusammengesetzt; darunter sind Kraut- und Baumfarne stark vertreten, auf einigen Inselgruppen, wie Neufaledonien, den Neuen Hebriden und den Fidjinseln kommen auch die in Neuseeland häufigen Koniferen, wie Dammtara und Araucarien, vor, und je weiter nach Osten, um so einfacher wird die Vegetation und ärmer an Arten. Den Rand des Bergwaldes bezeichnet ein in zahlreich violetten Blüten prägendes Gestrüch, eine Abelia, der für die amerikanischen Tropen so charakteristischen Familie der Melastomaceen angehörig. Im Gebirgswald selbst jedoch überraschen uns die Hallen der Banyanenseige Ficus indica mit ihrem riesigen, auf senkrechten Luftwurzeln wie auf Pfeilern

ruhenden Laubdach; sie sind dieselben, wie am Gangesufer. Daneben findet man häufig den zu den Mörder- und Wirtgeigen gehörenden Fleus Ava Warburg, der gewöhnlich in den Astgabeln fremder Bäume feimt und den Tragbaum allmählich vollständig verdrängt und tötet.

Nach an Feuchtbäumen und nahrungsspendenden Stauden ist die Waldung nicht arm, und da der Mensch manche davon bei seiner Hütte pflanzt, Getreidefelder hingegen durchaus fehlen, so geht die Waldpoesie auch auf dem geklärten Boden der Pflanzungen nicht ganz verloren. Die Drangen sind anscheinend die nämliche Art, die aus den Monsunländern Asiens nach Südeuropa gelangte. Die duftigsten, für Europäernasen allerdings zu anfschneidend riechenden Früchte liefern verschiedene Pandangarten, von denen Pandanus odoratissima neben der Kokospalme mit Vorliebe gezogen wird. Sparrig verästelt, erheben die schlanken Stämme dieser Schraubenpalme ihre langen dunkelgrünen Schilfblätter in nur endständigen Büscheln hoch empor, und aus der Mitte der letzteren wächst der runde goldgelbe Fruchtknoten hervor, welcher dem der hier gleichfalls wild wachsenden Ananas gleicht. Der Brotfruchtbaum ist aus seiner südostasiatischen Heimat möglicherweise erst durch die Menschen hierher gebracht worden, wächst heute aber wie ein Wildling im Urwalde. Die Papaien oder Melonenbäume vermehren sich bei ihrem außerordentlich schnellen Wachstum vielfach wie Unkraut. Die Sagopalme Metroxylon kommt ostwärts bis zu den Freundschaftsinseln vor. Tahitisches Zuckerrohr gedeiht in hoch aufschneidenden Horsten an den Ufern der Gebirgsbäche und wird auch feldmäßig angebaut, weil sein süßes Mark eine Lieblingskost der Südländler ist. Ähnlich verhält es sich mit der Banane und den Caladiumarten, deren zuweilen weit über Manneshöhe aufschneidende breite Pfeilblätter zur Physiognomie der feuchten Waldgründe gehören.

Chinesische Lyrik.

Von Ernst Schur.

Allmählich beginnen wir uns von dem Vorurteil frei zu machen, daß die Völker des Ostens, speziell die Chinesen und die Japaner, kulturell minderwertige Völker seien, denen wir überlegen sind. Freilich hat es mit der richtigen, vorurteilsfreien Würdigung und der wirklich freundschaftlichen Anerkennung noch gute Wege und im allgemeinen besteht die Anschauung noch immer zu Recht, daß diese asiatischen Völker uns ebenso geistig fernstehen, wie wir räumlich von ihnen getrennt sind. Der Chinese sieht sich als zu einer bevorzugten Rasse gehörig an und verachtet die Europäer als minderwertig. Nicht viel anders ist unsere vulgäre Anschauung. Wir halten uns für unendlich bevorzugt und beehren die Chinesen mit unerbittlicher Verachtung. Bei den Japanern wird uns die bedingungsweise Anerkennung leichter. Seitdem sie Krieg führten und Erfolg hatten, achtet sie das „kulturelle“ Europa als „annähernd“ gleichstehende Macht.

Diese mehr instinktive als bewußte Abneigung gegen das ferne, fremde Volk der Chinesen erfährt auch keine Milderung durch Anführung der wissenschaftlichen Tatsache, daß die Kultur der Chinesen eine uralte ist und die unsere um eine lange Reihe von Jahrhunderten überragt. Als in der chinesischen Kunst und Literatur eine Reise der Anschauung entwickelt war, wie wir sie jetzt noch nicht in dieser umfassenden Verbreitung errungen haben, da war Europa noch ein müßiges Durcheinander halbwilder Völkercharakteren. Auch wenn wir die zahllosen wissenschaftlichen und technischen Er-

findungen aufzählen, die China alle seit Jahrhunderten besaß, als wir sie erst erfanden, bleibt dies doch für uns nur eine äußerliche Tatsache, die in Geschichtsbüchern aufbewahrt wird. Sie dringt nicht ein in unsere unmittelbare Auffassung der Dinge und wir ehren diese alten Kulturträger nicht nach Gebühr. Wir können vielleicht nicht verlangen, daß dieses alte Kulturvolk uns als gleichberechtigt anerkennt. Dazu ist es uns um Jahrhunderte voraus, hat abgeschlossen mit seiner Entwicklung und sein Dasein bewegt sich in fest abgegrenzten Kreisen, ein Abbild greisenhaften Erstarrens, das keiner Auffrischung, keiner Erneuerung mehr fähig zu sein scheint. Ein Volk hat sein Lebensalter wie ein Mensch. Und wenn es seine Höhepunkte überschritten hat, altert es und welkt und alle Zufuhr neuer Kräfte hindert nicht den Verfall. So ging es mit den Ägyptern, mit den Römern. So geht es mit China.

Wir aber, die wir aufstreben, haben um unserer selbst willen die Verpflichtung, die Tüchtigkeit eines fremden Volkes früherer Zeiten anzuerkennen und zu achten. Damit beweisen wir unsere Kulturreise, oder, falls wir uns dagegen ablehnend verhalten, unseren Barbarismus. Jedes jüngere Volk tritt in umfassendere Anschauungskreise und hat daher seine Intelligenz weiter zu spannen. Darum ist die Beschäftigung mit der vergangenen Geschichte nur relativ nützlich. Denn alle die vergangenen Zeiten rechneten mit engeren Grenzen, abgeschlosseneren Welten, demgemäß engeren Anschauungen. Die Geschichte ist uns nur wertvoll als Beweis für dieses Sinausstreben der Völker, für die Erweiterung der Anschauungen und Beziehungen und die tatsächlichen Vorkommnisse haben nur in diesem Licht Wert und Dauer. Wir müssen uns bei der Beurteilung des chinesischen Volkes und seiner Kultur von manchen Vorstellungen freimachen, die wir als trefflich anzusehen gewöhnt sind oder gewöhnt sein sollten, falls wir uns nicht von dem üblichen Schema befreit haben.

Der Chinese ist z. B. ein friedliebender Mensch. Verherrlichung des Krieges kennt er nicht. Eroberungszüge sind ihm verhaßt. Die Chinesen sind kein Eroberungsvolk gewesen. Sie haben keinen Sinn für den gewöhnlichen Heroismus.*) Wer allzulange im Felde weilt, dem machen seine Angehörigen den Vorwurf der Vernachlässigung. Sie klagen ihn an, weil er die oberste Pflicht verlegt, an seine Angehörigen, an seine Familie zu denken. Es fehlt nicht viel, dann wird die Fahnenflucht verherrlicht. Dieser altruistische Sinn ist so ausgebildet, daß jedes Verstehen eines anderen Standpunktes ausgeschlossen ist. Wir finden eine Probe dieser Vorstellungs- und Anschauungsweise in einem Gedicht des Schi-king, einer von Konfuzius um 438 v. Chr. zusammengestellten Liederammlung, die über viele Jahrhunderte zurückreicht, bis ins 12. Jahrhundert v. Chr., in der alle die reichen und mannigfaltigen Proben chinesischer Verkunst aufbewahrt sind, und wir erhalten durch sie ein getreues Spiegelbild chinesischen Denkens und Fühlens. Dieses Gedicht beklagt das Fernsein eines jungen Kriegers. Keine Spur von bramarbasierendem Patriotismus darin. Im Gegenteil, der Refrain ist immer Bedauern und Zurückrufen. Der Vater sagt:

„Wenn er klug und verständig ist,
Dann sucht er heimzukehren und zögert nicht.“

Die Mutter schließt ihre Klage:
„Aber wenn er achtjam ist und die Gelegenheit
erfaßt,
Dann könnte er heimkehren und braucht nicht uns
fern zu bleiben!“

*) Sie lieben ihre Heimat aber den eigentlichen Begriff Vaterlandsliebe kennen sie nicht, auch nicht die Ausnutzung dieses Begriffes für unlautere Zwecke.

Und der ältere Bruder macht sogar den Vorwurf:

„Weh, mein junger Bruder vergißt im Dienst des
Kaisers seine Pflicht!
Tag und Nacht müht er sich draußen ab,
Vor allem muß er an die Heimkehr denken,
Er darf nicht in der Fremde bleiben und sterben!“

Dieses „in der Fremde bleiben und dort sterben“ ist das schlimmste, das der Chinese sich vorstellen kann. Es hängt dies mit dem Ahnenkultus zusammen, der wiederum Erklärung bietet für den hochentwickelten Familiensinn des Volkes, der alle anderen Forderungen in den Hintergrund treten läßt. Die Literatur der Chinesen ist voll von Beispielen, die die Aufopferung für die Familie verherrlichen.

So wie der Chinese nicht dahin strebt, Länder zu erobern und Feinde zu besiegen, so läßt er auch wie selbstverständlich eine religiöse Duldsamkeit, die man ihm in fanatischeren und beschränkteren Ländern oft als Trägheit und Gleichgültigkeit ausgelegt hat. Die verschiedensten Religionen leben friedlich nebeneinander und nur Politik und wirtschaftliche Notwendigkeit zwingt ihnen scheinbar religiösen Haß auf, der von den Machthabern geschürt wird. Diesem passiven Verhalten liegt unbetont eine in dem Charakter des Volkes ruhende philosophische Anschauung von dem sflüchtigen Wesen aller Außerirdigen zugrunde, die das geistige Sein allseitig durchdringt. Milde überglänzt der tolerante Buddhismus zum Schluß all die verschiedenen Bekenntnisse, die sich nebeneinander erhalten; er gibt der Kunst und der Literatur neue Nahrung.

Politisch erscheint als Merkwürdigkeit in dem Lande, dem man sonst immer ein starres, bürokratisches Regiment nachsagt, bei dem der Kaiser sich gottähnlich vorkommt, das Amt des Zensors. Diese — ursprünglich sieben, dann vierzig an der Zahl — hatten das Recht und die Befugnis, jede Tat des Kaisers rücksichtslos zu kritisieren und sie übten ihr Amt mit Heroismus und einem Freimut aus, der ihnen in einem anderen Lande den Kopf oder mindestens die Stellung gekostet hätte. Aber nur verhältnismäßig selten finden wir, daß der Kaiser sich nicht beraten läßt. Meistens sogar erkennen sie uneingeschränkt an, daß die Zensoren das Recht und die Wahrheit vertraten und hörten auf sie. Jeder der die nötigen Examina in den als Literaten hierarchie — so angesehen war die Dichtkunst — sich darstellenden Beamtenkategorien gemacht hatte, wozu der Eintritt jedem freistand, konnte zu den Beamten berufen werden.

Für die Kultur des chinesischen Volkes ist es bezeichnend, daß sie in jeder Beziehung autochthon ist, d. h. eigen gewachsen. Bei jedem anderen Kulturvolk stößt man immer wieder auf fremde Einflüsse, auf Entlehnungen. Und speziell das so über Gebühr gebriefene Volk der Griechen, das nur dank unserer trefflich einbezogener Philologie so dauernd in unserer Vorstellung als Idealvolk sich eingenistet hat, verliert mit eingehender Forschung viel von dem rofigen Bilde, das sich unsere Väter noch von ihm machten. Es schien auf unerklärliche, miraculöse Weise zu seiner himmlischen Kultur gelangt. Nun aber sehen wir immer tiefer hinter die Kulissen und wir kommen Stufe um Stufe dem Grunde der eigentlichen Erkenntnis, die das „Warum“ erforscht, immer näher. Schleier um Schleier fällt und wo früher undurchdringliches Altertum herrschte, beginnt das Dunkel sich aufzuheben und im grauen Dämmer erscheinen die Umrisse verschollener Völker, denen das Volk der Griechen seine Kultur verdankt. — So ist es vor allem mit sämtlichen Völkern Europas. Sie haben alle nicht eine eigene Kultur. Sie sind geworden am Beispiel anderer Kulturvölker, deren Einfluß sie sich hingaben, deren Fortschritte sie ausnützten. Sie sind darum mannigfaltiger in ihrer Erscheinung,



aber nicht so monumental — zwingend. — Die chinesische Kultur ist von Grund aus eigen. Oder, wenn wir ganz skeptisch sein wollen, müssen wir sagen, es ist noch nicht gelungen, Einflüsse anderer Völker festzustellen.*) Die Folge dieser Tatsache ist, daß dieses Volk sich ehern abschloß gegen alles Fremde. Es leistete, was not tat, aus eigenen Fonds und ließ nicht aus fremdem Vorrat. Wie ein eiserner Ring war diese selbstkräftige Entwicklung geschmiedet. Und was wir in der Gegenwart noch sehen, dieses starre Sich-Abschließen gegen fremde Einflüsse, ist weiter nichts als ein Rest dieser Kraft. Er mutet uns lächerlich und ängstlich an. Aber wir dürfen eine Jahrtausendkultur nicht nach ihrer jetzigen Erscheinung, ihrem Ende beurteilen. Was ehemals Kraft war, das wird nun Ohnmacht und nach diesem ohnmächtigen, überlebten, erstarrten China, beurteilen wir die chinesische Kultur überhaupt. Das wäre so, als wollten wir das griechische Volk abschätzen nach seinen gegenwärtigen Vertretern, dem Griechenland der Gegenwart.

Innerhalb dieses abgeschlossenen Kreises wuchs eine völlig harmonische, organische Entwicklung empor. Schon im 7. Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung begegnen wir einem völlig ausgebildeten System von Einrichtungen, die wir anführen, wenn wir die Höhe unserer Kultur beweisen wollen. Vor allem sehen wir da eine außerordentlich reich vertretene Auswahl von Schulen, die für jeden frei waren. Das alles läßt uns auf lange Zeiträume schließen, die dieser Entwicklung vorangingen, die uns ein Volk zeigt, das nicht vom Frieden redet, sondern ihn wirklich innerlich liebt, das der Arbeit zugetan ist, praktisch und materialistisch gesonnen ist, und allen andringenden Feindseligkeiten, den Einfällen kriegerischer Nachbarvölker, die es wohl zeitweilig unterjochten, eine zähe, passive Widerstandskraft entgegensetzt und mit seiner höheren Kultur immer wieder die barbarischen Sieger überwindet und sie in sich aufsaugt.

Die Vorliebe für die Dichtkunst, speziell für die Lyrik**), ist bei den Chinesen so groß, daß selbst die ältesten Reste der alten Dichtung, die auf Jahrtausende zurückgeht, noch lebendig im Volke erhalten sind und gesungen werden. Denn die Musik ist ein notwendiger Bestandteil der Lyrik; sie war bei den Chinesen aufs feinste durchgebildet und Gegenstand intensiver Pflege.

Vor allem ist es die Landschaft, die den chinesischen Dichter immer wieder entzückt. In einer beinahe impressionistischen Manier deutet er jeweils die Jahreszeit, die Umgebung an und überläßt dem Leser oder Hörer — denn auch die kunstvolle Schrift mit ihren eigentümlich verschlungenen Zeichen wollte verstanden und genossen sein — in der Phantasie die weitere Ausmalung. Meist beginnen die Gedichte mit skizzenhaft hingestrichenen Landschaftsbildern, dem sich dann irgend ein Ergebnis anreihet. Mit welcher zarter Empfindung die chinesischen Dichter die Natur betrachten und immer wieder ihren Reizen nachgehen, dafür findet man überall vollauf Belege. Sie besleißigen sich dabei einer Knappheit und Kürze, die die Intensität der Empfindung wohl ahnen läßt und sie drängen ein ganzes Erlebnis in ein paar Zeilen zusammen. Wang-Wei (Arzt und Dichter, lebte im 7. Jahrhundert v. Chr.) besingt einen Abschied von seinem Freunde mit den Versen:

*) Schon aus territorialen Gründen verbot sich die Öffnung der Grenzen und der Austausch von Einflüssen. Auf allen drei Landseiten war China von wilden Völkerschaften umgeben, die ihm nichts geben konnten.

**) Eine gute Sammlung chinesischer Lyrik ist bei R. Piper u. Co. in München, von Hans Heilmann verdeutschelt, erschienen. Das Bändchen kostet 1 Mark. Die Proben sind dieser Sammlung entnommen.

„Ich stieg vom Pferd, bot ihm den Abschiedstrunk
Und fragte ihn nach dem Ziel und dem Zweck seiner
Fahrt.“

Er sprach: Ich hatte kein Glück in der Welt,
Und ziehe mich nach meinen Bergen zurück, um dort
Ruhe zu finden.

Ich werde nicht mehr in die Ferne schweifen,
Denn die Natur ist immer dieselbe
Und ewig sind die weißen Wolken.“

Dieses Gedicht ist zugleich eine Probe für die konzentrierte Kürze, mit der ein ganzer Empfindungsgehalt in wenig Zeilen gedrängt wird. Der chinesische Dichter läßt gern einen tieferen Sinn ahnen und vermeidet es, in grober Deutlichkeit alles zu sagen. So hören wir nur: „Ich hatte kein Glück in der Welt“ und alles andere ahnen wir hinter dieser einfachen Wendung. Mit wenig Worten ist ein ganzer Komplex von Empfindungen umrissen.

Der Chinese ist Impressionist der äußeren Erscheinungs- und der inneren Empfindungswelt. Er lauscht dem Moment eine tiefe Schönheit ab, die um so eindringlicher wirkt, als sie schnell vorüberhuscht. Es ist, als wird plötzlich ein Schleier von einem Bilde gehoben, der schnell wieder sinkt. In Ruhe steht das Bild da und wir empfinden die tiefe Stille dieser Schönheit.

Den reifsten und feinsten Ausdruck findet diese Landschaftslyrik in dem Gedicht Li-Chang-Kien's (Anfang des 8. Jahrhunderts n. Chr.) „Nacht in den Bergen“, das beginnt:

„Am hohen Berggrand sah ich und ließ mein Auge
einer schwanen Barke folgen.
Wie unser Leben schwamm sie leicht auf tiefen
Fluten.“

Sie zog dahin, weiter und weiter, und verlor sich in
der Unendlichkeit des Himmels,
Indes die verglühende Sonne am anderen Horizont
erstarrt.“

und also schließt:

„Da steigt der Mond auf und spiegelt still sich weit
in der klaren Flut:
Ich nehme meine Laute, die Genossin meiner Ein-
samkeit.“

Ihre Saiten regen sich unter meinen Fingern,
Und während sie zittern und, weinend bald, bald
singend

Ihre Harmonie in die Lüfte tragen,
Flieht die Zeit und der durchdringende Tau
Kündet mir die tiefe Nacht.“

Diese tiefe Empfindung, die sich hier äußert, läßt es uns wahrscheinlich erscheinen, daß, wie überliefert ist, der Dichter sich ganz in die Einsamkeit zurückzog. Wir finden diese Notiz in dem Leben der chinesischen Dichter häufiger. Oft verschmähen sie Amt und Würden und ziehen sich vor dem lärmenden Treiben zurück, ohne viel Aufsehens davon zu machen.

Die Tiefe und der Nachdruck dieser Empfindung zeugt oft von einer beinahe dämonischen Sehnsucht, die rasend sich ins Leben stürzen möchte, das höchste Ideal verwirklicht sehen möchte, um dann plötzlich umzuschlagen in Verzweiflung, der dann eine still-tiefsinnige Betrachtung der Dinge folgt, die schließlich die ganze Dichtung durchzieht und ihr den Charakter hoher Vollendung gibt. Soeben noch singt der Dichter Wu-Li (150 n. Chr.) in seinem Nuderlied:

„Durch die wogende Flut! Mit den springenden
Wellen
Beim Rauschen des Wassers und Trommelflang hab
ich gedichtet das Nuderlied.
Goch war des Glückes Lust!“

Um dann unmittelbar zu schließen:

„Tief ist das Leid, das ihr folgt.
Kraft und Jugend vergeht. Und das Alter be-
zwingt uns alle.“

Den Zustand eines solchen Weisen beschreibt Tao-Chien (400 n. Chr.) humoristisch mit den Worten:

„Ein weiser Klausner haust da drüben auf dem
Hügel.“

Gewöhnlich sieht man ihn in Lumpen gehen,
Neunmal im Monat hat er satt zu essen,
Alle zehn Jahre bekommt er einen neuen Hut.
Ein Jammerleben und doch ist er stets zufrieden
Und ein sonniges Lächeln ruht auf seinem Antlitz.“

Manchmal ist ein solches Gedicht nach unseren Begriffen eigentlich inhaltslos. Wir sind

schwerere Kost gewöhnt. Längeres Versenken läßt uns aber die Reiztheit der Bilder, die Unbekümmertheit der Betrachtung, die Naivität der Anschauung und den leisen Spott, der dahinter verborgen ist, empfinden und wir spüren die Grazie dieser Kunst. Etwa wie Thu-Sin-Na die Szene „Wei Hofe“ beschreibt:

„Welche würdevolle Ruhe! Welche feierliche Stille!
Alle Pforten sind geschlossen
Und die Blumenteppeiche duften leise.
Zwei Damen stehen zueinander geneigt
Am Rande der Terasse, an der Balustrade von
rotem Marmor.“

Die eine möchte gern sprechen, ihrer Begleiterin
Den geheimen Kummer, der ihr Herz bedrückt, ver-
trauen.

Sie wirft einen ängstlichen Blick auf die Büsche,
Die regen sich nicht; doch auf dem Zweig daneben
Sieht sie einen Papagei mit schillerndem Gefieder,
Stutzt und seufzt und — — schweigt.“

Auch die Liebe findet hier ihren eigenen und neuen Ausdruck. Es gab eine Zeit in China, da war die Frau Gehilfin und Freundin des Mannes und Zeichen dieser Achtung finden wir in manchen Gedichten.

Zu jener Zeit — die lange zurückliegt herrschte in China die Eingehe. Es überrascht uns, welcher Zartheit die Dichter hier fähig waren. Sie schwelgen nicht in begehrlischen Bedeutungen, sie renommieren nicht mit leichtfertigen Triumpfen. Auch hier holen sie fast immer feine Nuancen aus dem stofflichen Wortwurf heraus.

Ein junges Mädchen bittet:

„Ich bitte Dich, o Tschong-Tseu, komm nicht mehr
durch unser Dorf.“

Steige nicht auf die Weide, die ich gepflegt habe
Ich kann Dir meine Liebe nicht schenken,
Ich muß doch Vater und Mutter ehren und fürchten!
O wie gerne wäre ich die Deine, Tschong-Tseu.“

Und schließt mit den Worten:

„Ich bitte Dich, o Tschong-Tseu, brich nicht durch
das Gitter,
Bertritt nicht mein Sandelbäumchen!
Ich kann Dir meine Liebe nicht schenken.
Ich muß doch die Leute fürchten und ihr Gerebe.
O wie gerne wollte ich die Deine sein, Tschong-Tseu!
Aber die Leute und ihr Gerebe, muß ich sie nicht
fürchten?“

Welche Zartheit der Beobachtung! Welche verhaltene Glut lodert hinter diesen einfachen Worten, die so natürlich klingen und doch so kunstvoll gesetzt sind! Das Geheimnis und der Kummer einer Fremden wird mit den sparsamen Worten angedeutet:

„Man fragte sie, woher sie stamme,
Warum ihr Gesang und Weinen so voll Weh . . .
Man fragte nochmals . . . und sie weinte wieder . . .
Senkte die Augen und . . . sprach kein Wort — —“

Unaufgelöst bleibt das Rätsel. Es ist eine künstlerische Kühnheit, so inhaltslos den Fluß der Worte verlaufen zu lassen. Oft kommt der chinesische Dichter damit in Gebiete, die zu betreten er sich schent, deren ganzer Zauber sich aber in der zurückhaltenden Schau dieser Schilderung erst enthüllt. Es ist Neuland, das die Chinesen hier erobern. Sie erhalten sich den Reiz verschleierte Geheimnisse, deren Bedeutung sie doch in kristallklare Worte bannen, ohne den Schleier ganz zu lüften. Um so schöner erscheint diese Zartheit des Ausdrucks, wenn man dann bemerkt, wie tief die Chinesen von der Ahnung des Todes durchdrungen sind, dessen düsteren Schatten sie überall sehen. Auch diesem Gefühl leihen sie Worte, und dicht neben der freudigsten Lebenshoffnung erklingt diese dumpfe Stimme, deren Mahnung nicht gedämpft, nicht gemildert wird.

So sind die ewig gleichbleibenden Rätsel des Lebens*) auch die Grundmotive der chinesischen Lyrik. Nur ein wenig abgewandelt nach dem vollklichen Charakter und den Eigentümlichkeiten der veränderten Umgebung. Aber im Grunde löst Frage und Antwort uns vertraut, und wir hören Menschen zu uns reden, wo wir an Pappen glaubten. —

So sind die ewig gleichbleibenden Rätsel des Lebens*) auch die Grundmotive der chinesischen Lyrik.

Nur ein wenig abgewandelt nach dem vollklichen Charakter und den Eigentümlichkeiten der veränderten Umgebung. Aber im Grunde löst Frage und Antwort uns vertraut, und wir hören Menschen zu uns reden, wo wir an Pappen glaubten. —

*) Natur, Liebe, Tod und Sehnsucht.



Klänge aus dem Osten.*

Erwartung.

(Japanisch.)

Es ist ein stilles Abendlicht,
ich denke —
mein Geliebter naht heute
wo der Abend glänzt und glänzt —
So wundersam erscheint mir alles,
so wundersam wie dieser Spinnen eifrig Weben —
mir ist, als hätte ich diese ganze Welt
so nie gesehen —
Was spinnt ihr?
Ich bin nicht verlassen —
ja, ja — er kommt!

(Nach Sotoki.)

Werbung.

(Japanisch.)

Komm — ich habe dir ein Haus bereitet,
du — du hast die Matten drin gebreitet,
sieh, wir ruhen nun vereint.
Und wenn du willst,
so treibt uns
keine Sorge mehr hinaus.
Es schützen uns Schilf und Binsen,
die wachsen um unser Haus.

(Nach Jimmu.)

Mondnacht.

(Japanisch.)

Ja, diese Welt ist mein!
Mondes heller Schein
strahlt silbern in mein Haus hinein.
Und Glanz und Glück
silbern strahlt mein Haus
alles zurück.

(Nach Michinaga.)

Abend.

(Chinesisch.)

Die Sonne sinkt und verschwindet hinter den hohen Bergen;
Die Täler verlieren sich in den Schatten des Abends.
Der Mond steigt auf zwischen den Fichten
Und bringt erfrischende Kühle mit,
Der Wind weht und das Rauschen des Baches
Erfüllt meine Ohren mit lauterem Klang.
Der Holzhauer sucht sein Lager auf, um neue Kräfte zu gewinnen,
Der Vogel wählt seinen Zweig und sitzt in regungsloser Ruhe,
Ein Freund hatte mir versprochen zu kommen
Und an dieser Stelle mit mir die Schönheit der Nacht zu genießen.
Ich nehme meine Laute und wandle einsam
Ihn zu erwarten auf grasbedecktem Pfade.

(Nach Mong-Kao-Sen.)

Des Landmanns Klage.

(Chinesisch.)

Der Schnee hat sich leise über die Erde herabgesenkt
Wie eine Wolke von weißen Schmetterlingen.
Der Landmann legt den Spaten nieder; ihm ist
Als schnürten unsichtbare Fäden ihm das Herz zusammen.
Er trauert, denn die Erde war seine Freundin,
Und als er sich über sie neigte, um ihr die hoffnungsvolle Saat
zu vertrauen,
Da gab er ihr auch seine heimlichen Gedanken mit;
Und später, als die Saat emporwuchs, fand er seine Gedanken in
voller Blüte wieder.
Nun hat sich die Erde mit einem Kleid von eisigem Schnee verhüllt.

(Nach Su-Tong-Po.)

Erinnerung.

(Japanisch.)

Nun fallen wieder die roten Blätter,
ich bin allein,
ganz still ist es um mich.
Nie vergess ich's:
es war im Herbst,
da sang mir ein Mädchen
einsam am Flusse
ein Lied —
ich bin allein,
mein Haupt wird müde,
ich flüstere ihren Namen,
sie hört ihn nicht mehr —
die roten Blätter fallen.

(Nach Hitomaro.)

Schöne Nacht.

(Chinesisch.)

Am Bergesgipfel sinkt rasch das strahlende Tagesgestirn gen
Westen zu,
Aus dem feuchten Tale steigt langsam der Mond im Osten auf,
Mit unbedecktem Haupt lenke ich mein Pferd
Durch die wohlige Kühle der Nacht.
Ich schlage das Dach meines Wagens zurück
Und mache Halt und schaue mich um.
Ein sanfter Wind trägt mir einen Lufthauch von Dürften zu,
Der Tau perlt auf dem Bambus; ein klares Echo wiederholt die
Töne.
Ach hätte ich meine Laute bei mir!
Wie drängt es mich, den Stimmen der Nacht zu antworten;
Denn so kann der Mensch, wenn das Herz ihm voll ist,
Im Dunkel der Nacht seine Sehnsucht stillen.

(Aus der Sammlung Chang-schi-ye-tsat.)

* Uebersetzungen der japanischen Lyrik von Ernst Schur.

Helmkehrende Fische. Feierabend. Nun schauen die Fische am Strand. Müde trotten die Fische heimwärts. Vorwärtsbeugt ziehen sie ihren Weg; einzeln oder zu Zweien. Nehtwert und Taut drücken ihnen den krummen Rücken. Ihre Augen sind auf den Boden gerichtet. Die Mühen und Hitze sind fest auf den Kopf gesetzt, und dem einen qualmt die kurze Stummelpfeife zwischen den bartlosen Lippen.

Hinter ihnen singt noch immer das Meer. Der Wind macht die rauschenden Töne stärker und schwächer. Wie ein Flüstern liegt es ihnen in den Ohren. Das hat sie stumm gemacht. Ernst, wortlos stapfen sie dem Dorfe zu. Das liegt im letzten Abendlichte da. Hinter hohen, dunklen Bäumen leuchten seine niedrigen, hellen Häuschen mit den roten oder braunen Dächern. Und im weiten Bogen führt der Weg, den die müden Männer mit den stillen, vertrockneten Gesichtern gehen müssen. —

Der Zeterfchrei im alten Kriminalprozeß. Wehruf und Geschrei erscheinen im Mittelalter nicht nur als Zeichen der Klage und des Schmerzes, sondern vor allem als Zeichen des Alarms, der Warnung und der Not. Nur dadurch wird geschahenes Unglück, Mord und Verbrechen sowie begangener Raub und Diebstahl allgemein bekannt gegeben. Wer einen Ermordeten, einen Verwundeten, einen Verunglückten auffindet, alarmiert Nachbarschaft und Allgemeinheit durch die üblichen „dreh Schrey“, die sich dann geltend durch Dorf und Stadt fortpflanzen. Der Wortlaut dieses „Gerüstes“ ist in den einzelnen Landesteilen ein verschiedener. Im Sächsisch-Friesischen lautet es „waapen, waapenio oder Jodute, Jowe, Jotwech“, im Alemannischen „mordio, hehio“, im Fränkischen „waapenio“, im Rheinland „heilal, heilall“ und im Thüringischen „Zeter (von „zieht her“) morbio“.

Das mittelalterliche Rechtsverfahren verlangte, daß der Zeterfchrei sofort erhoben wurde, sobald sich irgend etwas Ungewöhnliches zutrug. Wer dies unterließ, zog sich nicht nur privatrechtliche, sondern auch strafrechtliche Folgen zu. Draußen Wölfe oder Räuber in die Dorfheerden, hat der Schäfer mit schrillen „Zeter morbio“ dies sofort den Dorfbewohnern zu melden, tut er solches nicht, so haftet er für jedes geraubte oder getötele Stück Vieh und mußte dieses ersetzen. Ebenso ist bei Notzuchtsverbrechen das Zetergeschrei der verletzten Frau sofort zu erheben. „Mit geprochenem Leib, mit fladrentem Har, mit zerrissenem gepend“ hat sie die Tat sofort zu verkünden. Jedermann muß sehen und hören, was ihr Lebles geschieht. Schweigt sie, erhebt sie die Klage erst später, büßt der Täter nur eine Scheinbuße, einen neuen Beutel für einen Pfennig Wert, mit einem Inhalte von zwei Pfennigen. Das Schweigen wird nunmehr als Einverständnis mit der Tat ausgelegt und die Klage als Nachhaft. Der Zeterfchrei leitet auch die Mordklage ein. Mit dreimaligem „diebio, morbio, wafeno“ zogen die Mordkläger dreimal ihre Schwertter aus der Scheide und trugen dann den Leichnam des Erschlagenen bis auf wenige Schritte vor den Richter. Und wie Zetergeschrei als Klageruf den traurigen Akt der Mordklage eröffnet, so schließt es ihn auch, nunmehr als Sühneruf bei der Sprechung und Vollziehung des Urteiles.

Beide Akte vollziehen sich unter dem niemals dreimaligen Weheruf der Beteiligten, des Richters, der Büttel sowie der umstehenden Menge, mit einziger Ausnahme vielleicht des Verurteilten. Der Zeterfchrei und der Weheruf wurden von dem Kriminalprozeße in das 19. Jahrhundert hinübergenommen. So ging es bei der Exekution einer Straßentrüberhande in Heidelberg 1812 noch ganz im mittelalterlichen Stile zu. Beim Stabbruch rief der Richter dreimal sein „Wehe“ über die armen Sünder, in welches alle Beifitzer, die Beamten, die Gerichtsdiener sowie das Publikum einstimmten. ae.

Experimentelle Psychologie. Schon im gewöhnlichen Leben kommt häufiger, als es zunächst scheinen möchte, der Fall vor, daß man mit einem Menschen experimentiert. Das heißt, man bringt ihn in irgend eine vorbedachte Situation und ist nun begierig, zu erfahren, wie er sich darin verhalten wird. Das kann geschehen, sowohl um irgend eines praktischen Zweckes willen, wie auch rein aus Freude am Beobachten. Sehr häufig stellen wir jemanden auf die „Probe“, indem wir ihm irgend eine falsche Nachricht überbringen und nun zusehen, welche Wirkung sie auf ihn ausübt.

Wird in solchen Fällen darauf ausgegangen, was ein Mensch in gewissen Verhältnissen tun werde, so läßt sich auch darauf ausgehen, was ein oder mehrere Menschen über gewisse Situationen urteilen werden. Ich erzähle z. B., daß jemand seine politische

Uebergzeugung gewechselt habe, und bitte nun mehrere Menschen um Aeußerung, wie sie sich dies wohl erklären. Die Antworten der verschiedenen Befragten werden dann zugleich eine kleine Andeutung geben von ihrem eigenen Charakter, indem der eine mehr auf sachliche, der andere mehr auf persönliche Gründe rät, dieser auf Faktoren des Gemütes, jener auf Faktoren der sozialen Verhältnisse und dergleichen mehr. Oder man erzählt ein Gerücht mit der Bitte, es weiterzutragen, und stellt dann fest, um wieviel es in bekannter Weise angewachsen ist; ein Beispiel, in welchem die menschliche Tendenz zur Uebertreibung kund wird, vielleicht mit der Möglichkeit, sie zurückzuführen auf eine Tendenz zur Ueberschätzung. Ein großer Teil der am ersten April gemachten Aprilscherze ist ein Stück Experimentalpsychologie des gewöhnlichen Lebens. Und ein sehr großer Teil alles Unterrichtens kommt auf Experimente hinaus, die mit Kindern angestellt werden.

Was nun hier in einer noch nicht wissenschaftlichen Weise getrieben wird, das hat jetzt die Wissenschaft zum Gegenstande ihres methodischen Verfahrens gemacht. Seit ungefähr einem halben Jahrhundert, abgesehen natürlich von längst bekannten oder auch noch unbekanntem Einzelheiten, wird das menschliche Seelenleben systematisch unter das Experiment gestellt; und allmählich haben sich dafür ebenso Laboratorien herausgebildet, wie es schon seit längerem Laboratorien für Chemie, Physik usw. gegeben hat. Betreten wir eine solche Anstalt, wie es deren bereits an zahlreichen Universitäten der deutschen und selbst anderer Sprachgebiete gibt, so umfängt uns allerdings weder der beißende Duft eines chemischen, noch auch der Anblick eines physikalischen Laboratoriums mit seinen vielen, oft phantastisch aussehenden Apparaten. Allerdings stehen auch hier einige Vorrichtungen von einer zunächst physikalischen Beschaffenheit. Namentlich sind es Apparate, mit welchen kleinste Zeiteinheiten gemessen werden: tausendstel Sekunden, sogenannte Mikronen. Denn eine große Rolle spielt hier die Messung seelischer Vorgänge, und bei diesen kommt es meistens nur auf Bruchteile von Sekunden oder auf ganz wenige Sekunden an. Die Unterschiede von einigen tausendstel Sekunden können dabei viel besagen.

Ursprünglich waren es fast nur sehr vereinfachte Bestandteile unseres Seelenlebens, die ausgeprobt wurden: man ließ Gemüths durch Wägen mit der Hand bestimmen; man fuhr dem Versuchssubjekte mit zwei mächtig absteigenden Zirkelspitzen übers Gesicht und fand, daß hier die Spitzen einander bald näher und bald entfernter zu stehen schienen und dergleichen mehr. Daran schlossen sich Experimente aus dem so reichhaltigen Gebiete des Sehens, die Versuche zur psychologischen Optik. Weiterhin kam eine besondere Fragestellung: die nach der Dauer der Antwort auf irgend einen Reiz. Es wurde „der Gedanke gemessen“, mit dem zunächst überraschenden Ergebnisse, daß „der Gedanke“ doch nicht so schnell ist, wie man dachte; wobei allerdings der angebliche „Gedanke“ zunächst als Ablauf eines Nervenprozesses zu betrachten war. Von da aus kam man weiter zu Fragestellungen, die nicht mehr vorwiegend einfachste Bestandteile, sondern mehr das Ganze des menschlichen Seelenlebens in einer gegebenen Zeit erforschen wollten. Wenn dem Versuchssubjekt ein „Reizwort“ zugerufen wird, und der Angerufene darauf eine „Reaktion“ geben soll, so ist es nicht nur interessant, was er antwortet, sondern auch, was er in der kurzen Zeit dabei erlebt. Namentlich diese Fragestellung macht einen der neuesten Fortschritte aus; in Würzburg arbeitet Professor O. Külpe besonders nach dieser Richtung.

Es ist weniger aus Gründen der Verständlichkeit, als aus Gründen des weiten Umfanges unmöglich, hier den Reichtum der experimentellen Psychologie auch nur anzudeuten. Denn keineswegs darf sie ihr Geil oder ihr Wesen in einer bestimmten Richtung der Versuche zu finden wännen. Einige Zeitlang schien der Hypnotismus zum ersten Male die Möglichkeit des Experimentierens mit Menschen eröffnet zu haben. Mit Recht hat man ihn, unter den nötigen Vorsichtsmahregeln, zu aufschlußreichen Ergebnissen benützt; nur ist er lediglich eine Seite der Sache. Den Vorteilen, die Gesamtpersönlichkeit eines Menschen experimentell kennen zu lernen, teilen mit ihm andere Bestrebungen unseres Gebietes. Namentlich sind Typen menschlicher Seelen auch durch recht unscheinbare psychologische Experimente festzustellen. Da lernen wir den mehr in Gesichtsbildern denkenden von den mehr in Gehörsbildern denkenden Menschen, und beide wieder von den mehr abstrakt denkenden unterscheiden; oder es zeigen sich „Auffassungstypen“, wie der beobachtende (der wieder mehr objektiv oder mehr subjektiv sein kann), der beschreibende, der gefühlsmäßige, der gelehrte.

Eine besondere Rolle spielt im Laboratorium für Experimentalpsychologie der Projektionsapparat. Ab-

gesehen davon, daß durch ihn irgend welche Bedingungen oder dergleichen einem Auditorium leichter gezeigt werden können, als auf Tafeln und dergl., ermöglicht er namentlich, irgend welche Bilder genau eine bestimmte Zeitlang vorzuführen, während vorher und nachher Dunkel herrscht; dann wird die Erinnerung an das Bild oder der an den Eindruck ange-schlossene Gedankengang erfragt. Mit ihm ist auch ein weiterer Schritt in die experimentelle Psychologie zu machen.

Das Kopfpfropfen der Obstbäume. Zahlreiche unproduktive Obstbäume könnten in das Gegenteil verwandelt werden, wenn der Blücker durch Kopfpfropfen den Bäumen neue, ertragreiche Sorten aufsetzen wollte. Diese Arbeit ist durchaus nicht schwierig. Das Kopf- oder Obenaufpfropfen geschieht in der Weise, daß man alle Seitentriebe alter Obstbäume bis auf jene Länge zurückschneidet, wo ihr Durchmesser nicht mehr als 1 1/2 Zoll beträgt. Das Zurückschneiden auf noch dickeres Holz ist wenig empfehlenswert, denn das Abfägen und nachherliche Spalten des jüngeren Holzes verletzt den Baum nur halb so schwer, wie eine ähnliche Behandlung älteren Holzes. Dazu wachsen die Pfropfreiser in jüngerem Holze sicherer und besser an, wie denn auch die Wunden unter dem empfohlenen System besser ausheilen. Zuviel des alten Kopfholzes sollte nicht auf einmal entfernt werden. Der Prozeß des Kopfpfropfens für den ganzen Baum nimmt vier bis fünf Jahre in Anspruch. Kurz vor oder nach dem ersten Versuch des Umwechslens sind alle jene alten Äste zu entfernen, welche die freie Entfaltung der Krone beeinträchtigen. Je schneller man sie entfernt, um so besser ist das für den Baum. Erstens entwickeln sie sich noch einmal so stark, wenn man einen Teil der Krone zurückgeschnitten und mit Edelreisern versehen hat (sie nehmen dadurch gerade den jungen Edelprossen unnötigerweise viel Kraft weg), zweitens aber wird auch die Erschütterung des Organismus des Baumes um so größer sein je länger man mit dem Abfägen überflüssiger Äste wartet. Will man sich eine lustige Krone erziehen, dann sollte man beim Pfropfen der neuen Reiser nie vergessen, daß es das Bestreben eines jeden Edelreises ist, nach oben zu wachsen — ganz gleich in welcher Richtung man den Pfropfling auch eingesetzt haben mag. Beim Pfropfen ist es von der größten Wichtigkeit, daß die erzeugten Wunden luftdicht mit Baumwachs verschmiert werden; sonst nützen sich Krankheiten aller Art ein. An jungen Bäumen, die erst ein oder zwei Jahre gepflanzt sind, kann man gleich beim ersten Mal alle Zweige zurückschneiden und mit Edelreisern versehen, wodurch sich der Prozeß des Sortenwechsels auf zwei oder drei Jahre reduziert.

Nach dem Zurückschneiden wird der erhaltene Ast- oder Zweigstumpf in der Mitte ein bis zwei Zoll tief gespalten, um ihn für die keilförmig zugeschnittene Basis des Edelreises aufnahmefähig zu machen. In mittelgroßen Stumpfen kann man den Spalt mit Hilfe eines starken und scharfen Messers erzeugen, wobei gleichzeitig die Schneide des Messers als eine Art Keil dient und nicht eher ganz zurückgezogen werden darf, bis das Edelreis richtig eingesetzt ist. Nicht man dann die Schneide des Messers vollständig aus dem Spalt heraus, so werden die gespaltenen Stumpfteile zurückschnellen und die Basis des Edelreises festhalten. Wenn der Durchmesser des Stumpfes es erlaubt, sollten immer zwei Edelreiser, d. h. in jedes Spaltende eins, eingesetzt werden. Die Operation vollendet man, indem man nun den Pfropfreisern im Spalt einen Verband anlegt und das Ganze luftdicht mit Baumwachs verschmiert.

Zur Verjüngung alter, zurückschnittener Bäume ist diese Pfropfmethode die zweckdienlichste. Das Edelreis hat in der Regel drei Augen, von denen das unterste, der Pfropfstelle am nächsten liegende meistens beim Verbinden mit Baumwachs zugeschnitten und an der Entfaltung verhindert wird. Hatte Schnittflächen an der Basis des Edelreises sind Grundbedingung. Gewöhnlich setzt man die Edelreiser so ein, daß sie etwas nach auswärts neigen. Ein festes Einpassen in den Spalt ist für das Gelingen der Arbeit die Hauptsache. Dabei hat man darauf zu achten, daß die Linie, welche Rinde und Holz des Edelreises von einander trennt, nach Möglichkeit die gleiche Linie im Verbindungsstumpfe deckt, so daß die Cambiumlagen einander decken oder kreuzen. Jedoch ist es nicht gerade absolut notwendig, daß diese Cambiumgewebe sich der ganzen Länge nach berühren. Die drei Hauptbedingungen eines erfolgreichen Kronenpfropfens sind demnach: erstens ein strammes Einpassen des Edelreises in den Spalt; zweitens eine Berührung oder Kreuzung der Cambiumgewebe von Spalt und Edelreis und drittens ein sicherer luftdichter Schutz der hergestellten Wunden.

Nachdruck des Inhalts verboten!